

Nicht für den Moment, mein Herr

– Das *Jahrbuch der Lyrik* im 25. Jahr. –

1979 lebte der Dichter Oskar Pastior zwar schon seit geraumer Zeit in der Bundesrepublik und hatte die 50 bereits überschritten, seine Gedichte aber trug er noch zu kleinen Verlagen, die sie feinerweise auch druckten. Bis die großen Verlage ihn entdeckten, sollte noch einige Zeit ins Land ziehen. Und bis Pastior angemessenen Ruhm erfahren und eine so breite wie begeisterte Leser- und Hörerschaft gefunden hatte, vergingen weitere 20 Jahre.

Zu den wenigen, die bereits 1979 ahnten oder sogar erkannten, um was für ein Kaliber es sich bei Pastior handelt, gehörten Christoph Buchwald und Harald Hartung. Sie nahmen zwei seiner Gedichte in den ersten Band des *Jahrbuchs der Lyrik* auf. Eines davon, „Auf der grünen Wiese“, beginnt so:

Das Andere - als Mastodon; das Eigentliche - als Seidelbast; eine umständliche Nebelwand als Nebenweide.

Es sind ganz ungewöhnliche, ganz ungeheuerliche Töne, die hier angeschlagen werden. Sie ragen in die Lyriklandschaft der 70er Jahre hinein wie Stanley Kubricks schwarze Wand in die Welt der Menschenaffen. Zufällig kommt im ersten Gedicht des ersten Jahrbuchbandes ebenfalls eine Wiese vor, und der Vergleich macht deutlich, warum Pastiors „Auf der grünen Wiese“ damals, aber nicht nur da, etwas so Außergewöhnliches war. Das Eröffnungsgedicht stammt von Hajo Antpöhler, und für einen Titel ist es wahrscheinlich einfach zu arm:

*Ende März,
flach die Gegend,
schön so,
auf ner Wiese
steht noch ne
Kabelrolle.*

Das ist so unmusikalisch wie gedankenlos, so eindimensional wie einfältig; das ist eigentlich nicht Gedicht zu nennen. Pastior hingegen setzt dem Titel, der einem solch kindlichen Geiste entstammt, keinen blanken Nonsens entgegen. Er spielt nicht die ironische Karte, hantiert nicht mit Oppositionen und Verallgemeinerungen, sondern handelt anspielungsreich und vielschichtig von Sprache und Poesie, ihren Möglichkeiten und Irrwegen, ihrer Fülle und Lebendigkeit.

Auf den 200 Seiten des ersten *Jahrbuchs der Lyrik* findet man naturgemäß mehr Antpöhler als Pastior. Die guten Dichter sind rar; mit diesem Umstand hat jede Zeitschrift zu kämpfen. Aber waren sie 1979 rarer als heute? Hat das *Jahrbuch* möglicherweise dazu beigetragen, dass sich die Lage besserte?

Im Editorial zur ersten Ausgabe heißt es auf jeden Fall, das *Jahrbuch der Lyrik* wolle „Entwicklungen, Tendenzen und Ausdrucksmöglichkeiten der neuesten deutschsprachigen Lyrik vorstellen“. Ein recht allgemein gehaltenes und unspektakuläres Programm, würde man heute meinen. Aber bedenkt man, dass die Lyriklandschaft damals brach lag und kaum etwas wie letzte Zuckungen zu spüren waren, möchte man das Vorhaben Christoph

Buchwalds, möglichst viele „Entwicklungen, Tendenzen und Ausdrucksmöglichkeiten“ jährlich an die Öffentlichkeit zu tragen, vielleicht idealistisch nennen. Treffender aber wäre es mit den Epitheta Größenwahnsinnig oder selbstmörderisch bezeichnet. Dass das *Jahrbuch* nun in seinem 25. Jahr steht und hohes Ansehen genießt, ist nicht nur dem Pflingstwunder der deutschen Lyrik Mitte der 80er Jahre zu verdanken, sondern auch seiner steten Aufmerksamkeit und Offenheit.

Die größte Leistung der Lyrik der 70er Jahre war der Widerstand, den sie hervorrief. Nur darum sei noch einmal ihrer gedacht. Vielleicht müsste man auch weiter zurückgehen und konstatieren, dass der Bruch in der Entwicklung der deutschen Lyrik durch das Jahr 1933 derart einschneidend war, dass man abgesehen von den Ausnahmeerscheinungen Gottfried Benn, Paul Celan und *Wiener Gruppe* von einer genuin deutschsprachigen Dichtung, die ästhetisch und intellektuell auf der Höhe der Zeit ist, überhaupt erst wieder seit 1985 sprechen kann. Diese These trifft mindestens dann zu, schreibe man eine Geschichte der deutschen Nachkriegslyrik aus Sicht ihrer Rezeption.

Die Gedichte der 70er Jahre waren bestimmt vom politischen Ansatz des vorhergehenden Jahrzehnts, in dem alles seine Nützlichkeit zu beweisen hatte. Wobei der Agit-Prop-Künstler allerdings vergaß, dass Parolen Parolen sind, ihre Funktionsweisen also immer dieselben bleiben, egal welcher Sache sie dienen. Statt an der Verfeinerung ästhetischer Methoden, der Ausbildung komplexerer Sprechweisen zu arbeiten, versuchte man nun sogar dem Streit um die Hygienestandards einer Wohngemeinschaft literarische Relevanz abzugewinnen. Wobei dieser inhaltistischen und schlechthin kunstlos oder bestenfalls kunsthandwerklich zu nennenden Schreibhaltung das Verdienst zukommt, das poetische Feld auf den Alltag hin ausgeweitet und den hohen und falschen Ton der Nachkriegszeit vertrieben zu haben. Andererseits war es möglicherweise die beste Zeit, ein *Jahrbuch* zu lancieren. Jürgen Theobaldys Plädoyer für eine „Demokratisierung des Gedichts“ (1977) und der daraufhin entbrannte Streit um formale Standards und ästhetische Mindestansprüche wurde auch im *Jahrbuch* fortgesetzt, ja, er wirkte bis in die 90er Jahre hinein fort. Marcel Beyer schrieb 1992 einen Brief an die Herausgeber Buchwald/Robert Gernhardt, in dem es heißt:

Daß haufenweise Quatsch geschrieben wird, ist klar - und ich bin auch der Ansicht, daß dies gerade daran liegt, daß viele Schreibende gar nicht mehr lesen. Aber ist dies eine neue Entwicklung? Ich weiß es nicht (vielleicht sind das auch noch Nachwirkungen der in den Siebzigern propagierten Alltagslyrik?).

So ist das *Jahrbuch der Lyrik* auch immer ein Forum für Debatten darüber, was ein gutes und zeitgenössisches Gedicht ausmacht. Seiner Natur nach setzt es sich für dieses ein, aber dass die Auswahl aus der lyrischen Produktion eines Jahres nur eine Möglichkeit neben vielen ist, für das zeitgenössische Gedicht Position zu beziehen, war Christoph Buchwald von Anfang an bewusst. Es wäre ein klarer Fall von Unterlassung gewesen, hätte er sich darauf beschränkt. Seine jährlich wechselnden Mitherausgeber unterstützen gerade zu Beginn nach Kräften den Versuch, dieses Forum zu etablieren und lebendig zu halten. Hier seien vor allem Harald Hartung und Rolf Haufs zu nennen, die bis heute treue Mitstreiter geblieben sind. Zu einem Höhepunkt der Kritik gelangte das *Jahrbuch* schließlich mit der Ausgabe 1996/97, in der gleich zwei Mitherausgeber auftraten. Michael Braun und Michael Buselmeier richteten das *Jahrbuch* nach Vorbild der *Frankfurter Anthologie* aus. Sie präsentierten die ausgewählten Gedichte zusammen mit Kommentaren, in denen sie Gedicht und Dichter erläuternd vorstellten. Im Unterschied zu Marcel Reich-Ranickis in der FAZ erscheinendem

Dauerbrenner widmeten sich Braun und Buselmeier in diesem leider einmaligen Experiment allein der Gegenwartslyrik (und nicht nur ihren gelungenen Erzeugnissen!), ein in der *Frankfurter Anthologie* herzlich vernachlässigtes Feld.

Die geteilte Aufmerksamkeit der Literaturkritik verrät auch etwas über die Lyrikentwicklung und -politik in den 80er Jahren. Die Formdiskussion in den Zeitschriften *Merkur* und *Akzente*, die Theobaldys Aufsatz nach sich gezogen hatte, war durch den Reflex bestimmt, die Errungenschaften der Alten, sei's Goethe, sei's Benn, gegen die Formlosigkeit der Neuen zu mobilisieren. Dieser Konservatismus führte zu einem nachgerade reaktionären Formbegriff, von dem sich maßgebliche Kritiker fortan leiten ließen; maßgeblich in dem Sinne, dass sie an den Schaltstellen der Macht saßen, sprich: im Feuilleton der FAZ, damals noch unbestritten das führende Rezensionsorgan der Republik.

Paradigmatisch ist hier die Rolle Ulla Hahns, die 1981 zum Entsetzen vieler den bedeutenden *Leonce-und-Lena-Preis* gewann und von Marcel Reich-Ranicki in den Dichterylymp gelobt wurde. In der Epigonalität ihrer Verse spiegeln sich die restaurativen Tendenzen der Zeit (so unpolitisch ihre Gedichte sind, so sind sie doch auch Ausdruck der allgemeinen politischen Stimmung, nicht nur der Literaturkritik). Es ist bezeichnend, dass Hahn niemals im *Jahrbuch der Lyrik* vertreten war, und vielleicht auch überraschend, denn in diesem Werk, gegen das sich *Der große Conrad* inzwischen schmal ausnimmt, dürfte so gut wie jeder vertreten sein, der in den letzten 25 Jahren ein passables Gedicht geschrieben hat. Christoph Buchwald hat sich stets um Offenheit und Pluralität gesorgt, und nicht zuletzt deswegen immer mit wechselnden Mitherausgebern gearbeitet. Geschmack oder Vorlieben standen bei ihm niemals im Vordergrund. Sein Anliegen war und ist die Gegenwartslyrik, und dazu gehörte Anfang der 80er zwar die (kaum totzukriegende) Alltagslyrik, nicht aber die Formelhaftigkeit einer Ulla Hahn, deren Gedichte auch zu Adenauers Zeiten oder im Biedermeier hätten geschrieben werden können.

Die letzte offensive Debatte um den Stand des zeitgenössischen Gedichts, die sich auch im *Jahrbuch* Zutrug, findet man in der Nummer 1997/98 dokumentiert. Matthias Politycki und Robert Gernhardt waren es, die damals versuchten, dem „geselligen Gedicht“ eine Lanze zu brechen. Das Echo auf dieses Unternehmen war jedoch schnell verklungen, denn tatsächlich warben sie für etwas Zeitloses, etwas, gegen das sich im Ernst nichts sagen ließe, genauso wenig wie gegen Gedankenlyrik oder politische Dichtung, allesamt Äußerungsformen, die mit der Tradition moderner Lyrik seit Poe, Baudelaire und Mallarmé wenig zu tun haben. In ihrem Zentrum steht die Botschaft, die unmissverständliche Aussage. Sie haben Unterhaltungs- und Informationswert. Die moderne Lyrik hingegen glaubt nicht an das „treffende“ Wort. Sie ist sowohl vom ständigen Zweifel an der Kommunizierbarkeit von Erfahrungen durch Sprache geprägt, als auch vom Bewusstsein, dass Wahrnehmung unausweichlich von Sprache geleitet wird. So steht für sie die Arbeit an der Form im Vordergrund. Sie reagiert weniger auf den Wandel von Ansichten, als vielmehr auf die Verfasstheit, aus der heraus sich Ansichten überhaupt entwickeln. Es geht um die Gestalt der Welt und ihre ständige Gestaltwerdung. Der Übersetzungsprozess des Gedichts bildet diesen Prozess ab, das moderne Gedicht selbst ist ständige Gestaltwerdung, nichts Paraphrasier- oder Repetierbares. Das moderne Gedicht schreibt nichts fest. Deswegen ist es Anlass beständiger Auseinandersetzung, immer in Bewegung und überall aneckend. Hier verlohnt sich die Kontroverse und hier ist sie notwendig.

Es ist frappierend, blättert man durch die ersten Bände des *Jahrbuchs*, wer von denen, die in den 90ern groß rauskommen sollten, sich dort schon früh tummelte: Franz Josef Czernin, Dieter M. Gräf, Thomas Kling, Brigitte Oleschinski, Bert Papenfuß, Peter Waterhouse etc. In

den 90ern aber war nicht nur die Frage nach dem avancierten Gedicht von einigem Gewicht, sondern auch die Frage danach, was und auf welche Weise in der DDR gedichtet wurde. Buchwald bemühte sich, jenen, die im Osten kaum Möglichkeit zur Publikation hatten, durch das *Jahrbuch* eine Öffentlichkeit zu verschaffen. Und das *Jahrbuch* wiederum scheint von den DDR-Dichtern geradezu verschlungen worden zu sein. Belegexemplare machten die Runde. 1986 trat mit Elke Erb die erste Dichterin aus dem Osten als Mitherausgeberin des *Jahrbuchs* auf und stellte eine wahrlich gesamtdeutsche Auswahl zusammen. Hier bietet sich ein kleiner Seitenblick an: Vor Elke Erb war nur Ursula Krechel Mitherausgeberin gewesen, nach ihr einzig Friederike Roth. Auch der Anteil der im *Jahrbuch* vertretenen Dichter ist gegenüber dem der Dichterinnen erheblich größer, in der Ausgabe „2004“ etwa sind 17 von 93 Dichtern Dichterinnen, keine 20% also. 1979 waren es 18 von 96, von einer Verbesserung kann also keine Rede sein. Hier spiegelt das *Jahrbuch* den Zustand des Literaturbetriebs in Deutschland.

Aber nicht nur um deutschsprachige Lyrik geht es im *Jahrbuch*. In unregelmäßigen Abständen bietet es auch einen „Blick zum Nachbarn“, ein eigenständiges Kapitel, das zuletzt Polen gewidmet war. Und 1995/96 gab es ein ganz und gar internationales *Jahrbuch*, das poetologische Gedichte aus der ganzen Welt enthielt; ein von Joachim Sartorius initiiertes Projekt. Es folgte die von Michael Braun und Michael Buselmeier geprägte Ausgabe, die jedem, der sich für die Lyrik der letzten 15 Jahre interessiert, als Standardwerk anempfohlen sei. Damit aber trat eine gewisse Stagnation ein. Die neuen Stimmen, die Mitte der 80er Jahre ihre ersten Auftritte im *Jahrbuch* und auf den Szene-Bühnen der Republik absolvierten und schließlich eigene Bücher publizierten, hatten sich durchgesetzt. Die Lyrik in Deutschland war wieder auf der Höhe der Zeit. Dichter wie Thomas Kling, Ulrike Draesner und Raoul Schrott hatten, in Kenntnis der Traditionen und diese überschreitend, neue Sprechweisen entwickelt und etabliert. Das *Jahrbuch der Lyrik 1996/97* stellt die letzte gewichtige und grundsätzliche Anerkennung dieses Sachverhalts dar.

Die von Christoph Buchwald in seinen Nachworten immer wieder aufgeworfene Frage danach, wie es um die Lyrik bestellt sei, dürfte heute nicht pessimistischer beantwortet werden als vor zehn Jahren. Es werden weiterhin glänzende Gedichtbände veröffentlicht, und auch das *Jahrbuch* kann, wenn auch nicht aus dem Vollen, so doch aus einem ganz anständigen Reservoir schöpfen. Was sich allerdings zeigt, ist, dass Kling & Co. Maßstäbe gesetzt haben, die in Frage zu stellen noch kein Lyriker der Generation der um 1970 Geborenen in der Lage ist. Damit hat die Lyrikszene an Vitalität eingebüsst. Zwar gibt es täglich gut besuchte Lesungen und Slams, die ästhetischen Standards aber ändern sich dadurch nicht.

Hier sei noch ein weiterer Seitenblick angezeigt: Versuche einer jährlichen Lyrikschau hat es immer wieder gegeben. Rudolf Ibel gab ab 1954/1955 *Das Gedicht. Jahrbuch zeitgenössischer Lyrik* heraus, Hans Bender ab 1956 *Auslese. Junge Lyrik* und Kurt Leonhardt und Karl Schwedhelm ab 1961 *Lyrik aus dieser Zeit*. Keines dieser Projekte aber war so langlebig wie Christoph Buchwalds *Jahrbuch der Lyrik* (das zeitgleich im *Athenäum Verlag* gestartete *Jahrbuch für Lyrik* war nur von kurzer Lebensdauer). Das Erfolgsrezept ist hier wohl, neben der Unermüdlichkeit des Herausgebers, dem es gelang, im Laufe der Zeit drei Verlage für sein Projekt zu gewinnen, die jährlich wechselnde Mitherausgeberschaft und die dadurch bedingte Offenheit für unterschiedlichste Vorstellungen und Konzepte dessen, was Lyrik zu sein habe (niemand ist frei von Normen), nicht zuletzt die dadurch bedingte Offenheit der Form. Seit 1986 gibt es einen Zwilling des *Jahrbuchs* in den USA, *The Best of American Poetry* genannt. Und als es im *Jahrbuch der Lyrik 2001* mit zehn Gedichten zu

Gast war, protzte David Lehmann, der Hauptherausgeber, mit einer Auflage von 40.000 Exemplaren. Die würde man hierzulande wohl als geradezu unanständig empfinden. In den Bereich fünfstelliger Auflagenhöhe kam mit einem Themenheft zum „erotischen Gedicht“ zwar die seit zehn Jahren existierende und von Anton G. Leitner geführte Zeitschrift *Das Gedicht*, aber in der Regel - sie erscheint auch jährlich - dürfte sie sich an denselben Publikumskreis richten wie das *Jahrbuch*. Das Fortleben und die fortdauernde Lebendigkeit werden für das *Jahrbuch* allerdings von anderen Faktoren abhängen als von Konkurrenzunternehmen. Und dazu gehört, wie schon angedeutet, die Bereitschaft zur Kontroverse sowie die Suche nach originellen Formen der Präsentation. Vor allem braucht es natürlich gute Gedichte, solche wie Ror Wolfs „3 Geburtstagsstrophen für Hans Altenheim“. Dann wird man, wie jetzt anlässlich des *Jahrbuchs der Lyrik 2004*, auch nach weiteren 25 Jahren ähnliche Geburtstagsgrüsse übersenden können:

*Der schweren Verse abgeschnittne Füße,
Des Metrums Ach und Weh, der Reime Brei,
Der Worte Schlamm, die trübe Grübelei,
Und der Gedanken düsteres Gemüse:*

*Das alles wird nun in der Ferne wehen,
Das Glück senkt sich herab, der Schmelz, der Duft,
Der schöne Mond dort in der Abendluft,
Der weiche Glanz, das Strahlen und das Drehen,*

*Die Pracht der Nacht, die Ruhe und der Schimmer,
Das Frühstücksei im Morgensonnenschein,
Das alles ist für Doktor Altenheim,
Nicht für den Moment, mein Herr: für immer. –*

Tobias Lehmkuhl, Neue Rundschau, Heft 3, 2003